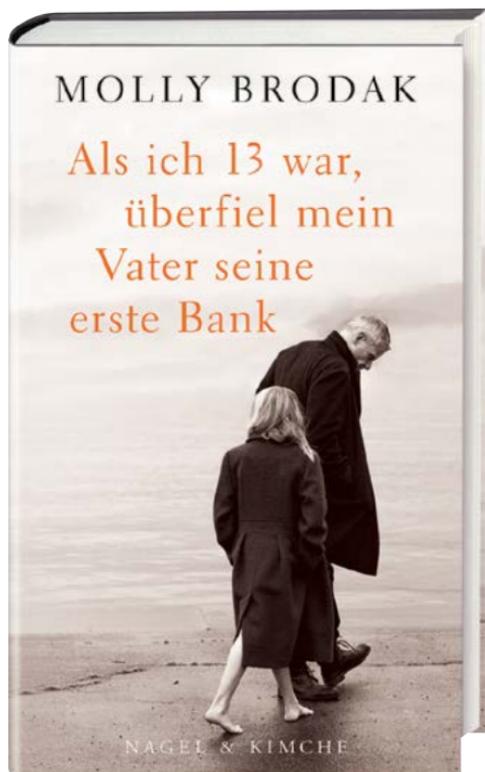


Leseprobe aus:

**Molly Brodak**

**Als ich 13 war, überfiel mein Vater seine erste Bank**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München 2016

NAGEL & KIMCHE

N&K



MOLLY BRODAK

Als ich 13 war,  
überfiel mein Vater  
seine erste Bank

Aus dem Englischen von  
Barbara Schaden

Nagel & Kimche

Zitat S. 251/252:  
Walter Benjamin, *Gesammelte Werke*:  
Literarische und Ästhetische Essays, Rezensionen,  
Satiren, Autobiographische Schriften, Bd. I (2), IX,  
«Über einige Motive bei Baudelaire», 1939.

Titel der Originalausgabe:  
*Bandit. A Memoir* © 2016 Molly Brodak

Grove/Atlantic Inc., New York 2016

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

© 2016 Nagel & Kimche  
im Carl Hanser Verlag München  
Herstellung: Rainald Schwarz  
Satz: Gaby Michel, Hamburg  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-312-00995-4  
Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
**FSC® C006701**

Für Boo



Fiktion formt, was in uns fließt.  
Natürlich ist das fragwürdig.

Anne Carson,  
*The Beauty of the Husband*



Ich war mit meinem Dad unterwegs, als ich zum ersten Mal etwas klaute.

Es war ein kleines Buch mit Vornamen. Ich war damals sieben und verschlang Wortschätze: Lexika, Vokabellisten, Speisekarten. Die Verlockung dieser Aneinanderreihung von Namen, ihre ansprechende Gestalt und ihre klare Ordnung – das war für mich wie ein unlösbares Puzzle. Ich konnte nicht darum bitten, aber ich konnte es auch nicht liegen lassen. Ich hielt es an die Brust gedrückt, als wir den Laden wieder verließen. Es war hellblau, und über dem Archivbild eines lächelnden weißen Babys mit weißer Windelhose stand, in pastellfarbenen Blockbuchstaben, BABY. In die erste Seite vertieft, wartete ich neben Dad, während er die Tüten mit unseren Einkäufen im Kofferraum seines ramponierten goldenen Chevette verstaute; er hielt inne, als er es sah. Erst sagte er nichts. Er wich meinem Blick aus. Er drückte mir bloß fest die Hand in den Rücken und marschierte mit mir zurück zu der Kasse, von der wir gekommen waren, pflückte mir das bescheuerte Buch aus den Händen und reichte es der Kassiererin.

«Das hat meine Tochter gestohlen. Ich bitte um Verzeihung.» Er strahlte die Menge der Umstehenden mit rechtschaffenem Rundumblick an. Die schlaffe Kassiererin zuckte zusammen und murmelte mit einem gutmütigen Kichern, das sei schon okay. Dann beugte mein Dad sich über mich und rief: «Jetzt entschuldigst du dich. Das tust du nie wieder.» Der kalte Zorn in seiner Miene hatte einen glit-

zernden Rand, den ich nicht deuten konnte. Als er mich an den Schultern packte, lächelte er fast. Ich erinnere mich an seine glänzenden Augen über mir und an den hohen, riesigen Verkaufsraum und an die Helle darin. Bestimmt weinte ich, aber das weiß ich nicht mehr. An eins erinnere ich mich gut: an ein saures Aufwallen in meiner Brust, an den kalten Schweiß, der mir aus allen Poren brach; mir graute vor dem, was ich begehrt und was ich getan hatte; wie beschämt wir jetzt alle meinetwegen waren. Ich stahl nie mehr, bis ich ein Teenager war und er im Gefängnis saß.

## 2

Dad überfiel einen Sommer lang Banken.

Er überfiel die Community Choice Credit Union in der 13 Mile Road in Warren.

Er überfiel die Warren Bank in der 19 Mile Road.

Er überfiel die NBD Bank in Madison Heights.

Er überfiel die NBD Bank in Utica.

Er überfiel die TCF Bank in der 10 Mile Road in Warren.

Er überfiel die TCF Bank in der 14 Mile in Clawson, in der ich mit siebzehn mein erstes Konto eröffnete. Die mit den Bonbonsträußchen in jedem Fenster und dem säuerlichen Krautgeruch vom Bioladen nebenan.

Er überfiel die Credit Union One in der 15 Mile Road in Sterling Heights.

Er überfiel die Michigan First Credit Union in der Gratiot in Eastpointe.

Er überfiel die Comerica Bank in der 8 Mile, Ecke Mound.

Das war ziemlich nahe an dem Viertel in Detroit, in dem er aufgewachsen war, Poletown East, etwa zehn Meilen weiter südlich.

Er überfiel die Comerica Bank in einem Kroger-Supermarkt in der 12 Mile, Ecke Dequindre. Die Supermarktkunden schlenderten vorbei, während Dad stumm einen Zettel über den Schalter schob: *Das ist ein Überfall. Ich bin bewaffnet.*

Er überfiel die Citizen's State Bank in der Hayes Road in Shelby Township. Danach stellten ihn die Bullen endlich. Sie schauten in sein Auto, das vor Tee-Js Golfplatz an der 23 Mile Road geparkt war: auf dem Rücksitz eine Tasche mit Geld und seine Verkleidung, unübersehbar. Er selber saß an der Bar, trank Bier und aß ein warmes Schinkensandwich.

In dem Sommer wurde ich dreizehn. Nach einer langwierigen Gerichtsverhandlung, die sich immer wieder verzögerte, weil er dauernd Einspruch erhob und seine Pflichtverteidiger feuerte, wanderte er für sieben Jahre ins Gefängnis. Nach seiner Entlassung führte er sieben Jahre lang ein normales Leben, dann raubte er wieder Banken aus.

3

Sehen Sie, das ist es schon. Damit haben wir bereits die Fakten. Die Fakten kann man leicht erzählen; das tu ich ständig. Sie haben mit mir nichts zu schaffen. Sie verbergen das Problem wie ein Deckel. Um die Fakten geht es nicht.

Es geht um alles, was aus dem Erzählrahmen weggeschnitten wird. Die Fettreste, zersplitterten Knochen, Knor-

pel, Flachsen. Ich und Mom und meine Schwester und er, die eigentliche Ausgabe von ihm, jenseits der Banditenversion aus den Abendnachrichten.

Ich sehe mich dort, als Kind, unter den ganzen Geschichten. Es ist 1987, und ich sitze zwischen meinen Eltern wie ein Kassettenrekorder. Oder Dad auf der Couch, gebannt auf den Fernseher starrend, Mom aus der Küche herüberschauend, ich auf dem klumpigen beigen Teppich mit meinen Rechtschreibübungsblättern. Ich schreibe das Wort *people*, sehe es von der Bleistiftspitze gleiten, mit einem Mal aber lausche ich so aufmerksam, dass ich nicht mehr sehe, was ich eigentlich tue. Mom mault, *was weiß ich denn* und *was stimmt bloß nicht mit dir*, wieder und wieder, und Dad redet währenddessen unbeirrt auf sie ein und lacht, freundlich, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden. Weitere Wörter bilden sich in unsicherer Schrift unter meiner Hand. Meine Schwester, neunjährig, stürmt herein und durch die Hintertür wieder hinaus, die sie ostentativ zuknallt. Die Stimmen unserer Eltern werden laut, reißen aber jäh ab, als von draußen seltsame, knackende Laute hereindringen. Wir schauen alle durch das Panoramafenster: Auf der betonierten Fläche kauert meine Schwester und zertrümmert mit einem Hammer walnussgroße Dekosteine aus dem Garten des Nachbarn. Sie holt so weit aus, wie es geht, und lässt dann den Hammer auf einen Stein hinabsausen, so dass er in Staub und Splitter auseinanderfliegt. Dad wendet sich wieder dem Fernseher zu. Mom hastet hinaus, und jetzt drückt meine Schwester die Waffe an ihre Brust: Mom taucht auf und entreißt ihr den Hammer. Ich registriere das alles so genau, dass ich es nicht sehe, während es passiert.

Wo bin ich, wenn ich so aufmerksam lausche und schaue?

Ich sitze am Esstisch und beobachte das Crescendo der Salven, die meine Eltern gegeneinander feuern, von wütenden Gabelhieben über Tellerwürfe bis hin zu zornschnaubenden Abgängen und schrillum Gekreisch, meine Schwester in die Gemeinheiten einstimmend, nur um sich nicht ausgeschlossen zu fühlen, während ich einfach zusehe, wie man vom Sofa aus fernsieht: Ich konnte sie sehen, aber sie mich natürlich nicht. Ich schob mein zerkochtes, zerdrücktes Gemüse auf dem Teller herum, gebannt auf das Drama starrend, als sähe ich Scooby Doo oder GI Joe im Fernsehen. Ich hätte schlafen können, mich davonschleichen, hätte summen, tanzen, sogar reden können, sie hätten mich nicht bemerkt, ich war ihr blinder Fleck. Schreiben konnte ich, stellte ich fest, und niemand hörte mich.

Eine Überlebenstechnik ist *Kleinwerden*. Wenn die Möglichkeiten knapp sind und du ausharren musst, wo du bist, wie es ein Kind nun mal muss, ist Unsichtbarkeit eine nützliche Sache. Diese Familie, die gelegentlich vollzählig unter einem Dach, häufiger aber in unterschiedlichen Kinder-erwachsenen-Teilkombinationen zusammenkam, umwob mich als lose Problemkonstellation. Auf meinem kleinen Territorium, als wäre es in einem anderen Land, war ich kein Problem. Ich hielt mich still und brav, schlau und verschwiegen und sauber, las und spielte mit mir allein, fing Käfer, sammelte Steine, lesend, zeichnend, stumm. Und ich wollte noch weniger werden, ein Nichts, denn ich dachte, dann könnten sie alle wenigstens das haben, dieses eine Nichtproblem im Haus, das nicht brüllte und nicht schrie, das die Küche fegte und die geworfenen Sachen aufklaubte und insgeheim ganze zerkämpfte Zimmer wiederherstellte

und manchmal sogar leise sang, froh, damit sie es womöglich doch hörten. Mein ganzes Leben lang habe ich über das alles geschwiegen.

4

Eines Tages ist es plötzlich so, als sei eine Membran durchstoßen worden: vorher. Dad war ein Dad wie alle anderen, und auf einmal ist er es nicht mehr. Wir saßen uns im *Big Boy* gegenüber, jeder auf seiner Bank, der Tisch direkt vor den winterschwarzen Fenstern, die unser Spiegelbild schwach zurückwarfen, und ich fragte ihn beiläufig, wie es in einem Aufnahmestudio zugeht und wie dort gearbeitet wird. Ich dürfte ungefähr elf gewesen sein, und ich hatte die nebelhafte Vorstellung, dass es aufregend und romantisch wäre, in einem Aufnahmestudio zu arbeiten, in irgendeiner Funktion bei der Entstehung von Musik mitzuhelfen, aber sie nicht selber machen zu müssen. Er ließ seine Lider flattern, wie er es oft tat, und antwortete ohne Zögern.

Er sprach über die Studioausstattung, über die Zusammenarbeit der Band mit dem Produzenten, wie viel Toningenieure verdienen und wie ihre Zeitpläne aussehen. Details, die er unmöglich wissen konnte, wie mir allmählich dämmerte. Irgendwo hinter meinen Augen setzte ein gewaltiger Trommelwirbel ein.

Ich sah, dass er log. Seine Augenpartie veränderte sich, während er sprach, es war wie eine Trübung oder Farbveränderung, und von diesem Moment an konnte ich es immer erkennen.

Während er redete, spürte ich, wie sich mein Vertrauen – von dem ich gar nicht wusste, dass ich es hatte: das merkte ich erst, als es sich zu verabschieden begann – von meinem Dad abwandte, bis es fort war, und ich blieb allein zurück, nickte und lächelte. Aber was für eine erstaunliche Sache, ihn zu beobachten, wie er Unsinn verzapft, und den Unsinn endlich zu erkennen.

Mitten in einem Satz über Groupies stockte er.

«Iss fertig», sagte er. Ich starrte ihn an. Sein Gesicht wurde leer wie eine Mauer.

«Danke, ich bin satt», sagte ich munter, und versuchte meine Gedanken zu verbergen. Ich beobachtete den neuen Mann mir gegenüber. Er nahm Geld aus der Brieftasche, um zu bezahlen, und beobachtete mich seinerseits. Zwischen uns war eine Schranke der Peinlichkeit, die er nicht überquerte. Er hätte seine Orientierung verloren.

## 5

Ich ziehe einen Plastikcontainer voller Notizbücher unter dem Bett hervor. Tausende beschriebene Seiten, Tage, die ich festgehalten habe, seitdem ich acht war. Ich gäbe alles, um die Artefakte wiederzusehen – die echten Tage, die ich mit meiner Familie zusammen war – sie in den Händen hin und her zu drehen und ihre Fakten aus meiner jetzigen erwachsenen Sicht zu ordnen. Aber wer wünschte sich das nicht. Jetzt gibt es diese Tage nur noch als Papierversionen, jeder Eintrag schief und krumm im kontextlosen Begreifen eines Kindes.

Das früheste Tagebuch ist ein liniertes Buch mit festen schwarzweißmelierten Deckeln. Die ersten Seiten sind gefüllt mit Zeichnungen von Einhörnern mit Regenbögen und gebauschten Phantasiekleidern, mit Bleistift und neon-grellen Buntstiften gemacht. Dann ein paar eingelegte Seiten aus einem Schreibheft –

Schuhe

von Molly

Ich habe neue Sandalen.

Ich habe auch knöchelhohe Turnschuhe.

Meine Schuhe sind immer voller

Sand.

Andere Seiten, auf denen von Pfützen, Ballons, Halloween die Rede ist, klingen froh und zufrieden, sind voller Ausrufezeichen und normaler Kinderbeschäftigungen mit der Welt. Immer wieder lese ich «Schuhe». Dieses Buch lasse ich neben mir liegen, während ich die übrigen Tagebücher auf meinem Bett staple, und suche weiter. Ein paarmal bleibt mein Blick an *von Molly* hängen, bis ich es wage, die Seite noch einmal anzusehen. Ich habe mich so lange ignoriert. Die ganze Person, die hier zum Vorschein kommt, in tapsender Blindheit katalogisiert, in einem Container verstaut und versteckt. *Meine Schuhe sind immer voller Sand.*

Ich schlage das Buch noch einmal auf. Der erste echte Eintrag ist vom 25. Juni 1988.

Heute ist nix geplahnt. Also ich weis nicht. Gestern hab ich dort gespielt, wo die Bäume gefellt wurden, und Mom sagte, es ist ein heißer Sommer. Ich habe Essen für die Elfen rausgelegt, aber heut früh war es noch da. Am Abend wurde meine Schwester nach Hause gebracht. Sie war wütend und sagte kein Wort. Sie weinte und wurde ganz rot und dann strümete sie raus und sagte sie rennt jetzt weg. Ich hab ihren Teller Tunfischauflauf gegessen. Wir haben sie gesucht und sie war unter der Kiefer. Sie sagte nix. Sie schrie nur ich hasse euch. Heute is mir egal, was sie macht.

Winzige Käsewürfel und Minimarshmallows zum Dessert. Dass ich den Elfen Essen hinlegte, weiß ich noch, alles andere habe ich vergessen. Zu dem Zeitpunkt war ich alt genug, um zu erkennen, dass unser Überleben nicht selbstverständlich war, verglichen mit den anderen Kindern, die ich kannte, was wohl erklärt, weshalb ich meiner Schwester ihre Portion Thunfischauflauf wegaß, nachdem sie *rausgestrümt* war; und es erklärt wohl auch das Gefühl eines fast widerlichen Staunens über neue Schuhe im anderen Eintrag, sie schienen mir wohl fast zu schön. Und ich weiß noch, wie meine Schwester an Mom und mir raspelte, dieses raspelnde Gefühl in meiner Brust, wenn wir zusammen waren, genau dieses Bild, ein *Raspeln*. Immer wieder und wieder wandte ich mich ab, *heute is mir egal*, aber das Raspeln blieb.

Michigan erlebte 1988 tatsächlich einen heißen Sommer. Und das war auch das letzte Jahr, in dem wir als vollzählige Familie zusammenlebten: Mom, Dad, meine Schwester, ich. Wieder sehe ich den Container mit den Tagebüchern an

und bin überwältigt. Da ist so viel zu erfahren, so vieles von meiner Familie, das ich nicht weiß.

Dass Dad ein Spieler war zum Beispiel, das wusste ich nicht. Meistens Sportwetten – Football, Baseball, College-Basketball, Punktedifferenz, Gesamtergebnisse, sämtliche Angles, Buchmacher, Anrufe nach Vegas, Siegwetten, was halt im Angebot war. Zwei, drei Bildschirme gleichzeitig.

Ich will rundheraus alles sagen, was ich nicht wusste. Jetzt weiß ich ein bisschen was und will es hochhalten und vor mir hertragen. Das muss sein, es geht nicht anders.

Ich wusste, dass es kleine Zettel gab und durchgedrehte Anrufe und wildes Geschrei um die Sportwetten – so wild, dass es maßlos übertrieben wirkte –, aber es lief dann doch nur auf eine private Anspannung hinaus, die sich um ihn ballte und uns aussperrte. In diesem Dunkel wuchs ich auf.

Der letzte Eintrag im schwarzweißen Buch aus dem Jahr 88 lautet:

Niemand zu Hause. Heute war ich

Damit hört es auf.

Sportwetten unterscheiden sich deshalb so extrem von Karten- und anderen Glücksspielen, weil der Spieler streng genommen keiner ist: Er *spielt* das Spiel nicht, auf das er wettet. Sein Spiel ist die Analyse der Information – man muss herauskriegen, welche Spieler unerkannt verletzt oder krank sein könnten, welcher Schiedsrichter welches Team favorisiert und welche besondere Stimmung in welchem Stadium herrscht, wie sich die Kombination von bestimmtem Pitcher und bestimmten Wetterbedingungen auswirkt –, und es ist das Zusammentreffen von Ahnungen, Aberglauben, Wünschen, Loyalitäten. Und außerdem geht es darum, welche Quoten die Buchmacher anbieten, die ja die Vorhersagen aller sonst noch Beteiligten spiegeln: auch das ein Faktor, der in die Entscheidung einfließt. Perfekt für jemanden, der sich für schlauer hält als alle anderen.

Bevor Detroit große Casinos in der Innenstadt baute, war es vor allem das Windsor Casino, gleich hinter der Grenze, also gab es immer auch Blackjack. Aber Genaueres weiß niemand – meine Mom, meine Schwester, seine Kollegen, seine Geschwister – niemand sah ihn spielen, niemand wurde aufgefordert, ihn zu begleiten oder gar eine gemeinsame Strategie mit ihm zu spielen, ihm auch nur Glück zu wünschen. Es war alles total geheim. Vielleicht wäre es nicht so schlimm gewesen, wenn es nicht so privat gewesen wäre. Mom erfuhr von seiner Spielerei nur durch seine gigantischen Verluste: ein abgeräumtes Sparbuch, das Auto plötzlich weg, Rechnungen und Schulden, Drohanrufe. Manchmal kam er mit gebrochenen Rippen nach Hause oder einer gebrochenen Nase, und es wurde kein Wort darüber

verloren. Der seltene Großgewinn dürfte auf der Stelle re-investiert worden sein, verjubelt mit weiterem Glücksspiel, manchmal auch in etwas Protziges und Sinnloses wie eine neue Uhr, die er sich kaufte. Und natürlich seine Schulden, seine ewigen Schulden. Beim Glücksspiel weiß man das Ergebnis immer gleich. Im normalen Leben dauert es Jahre, bis man weiß, ob ein hohes Risiko sich gelohnt hat; das erhöht natürlich den Druck bei der Entscheidung für einen Beruf, einen Partner, ein Haus, eine Familie, eine ganze Identität – einem ungedulden Menschen, einem, der sich als Drahtzieher fühlen will und nicht als Spielball des Schicksals, kann das zu viel sein. Er will dann entweder aus konfuser Gier sämtliche Optionen auf einmal haben und legt sich gleichzeitig mehrere Partnerinnen, seichte Hobbys, diverse Gesichter zu; oder er scheut vor überhaupt allem zurück und geht gar kein Risiko ein. Letztlich läuft es auf dasselbe hinaus. Mehrere Beziehungen auf einmal zu führen schließt eine echte Beziehung mit einer einzigen Frau aus. Wer glaubt, er kann gleichzeitig ein guter, arbeitsamer Vater und ein Krimineller sein, schafft weder das eine noch das andere.

Zumal ein Süchtiger ja schon etwas hat, dem er treu ergeben ist, das er über alles andere stellt. Gerade der Spielsucht kann man leicht verfallen; in der Regel muss man dafür nichts Kompliziertes oder Illegales tun, muss sich auch nicht mühevoll irgendwelche Stoffe zuführen, denn sie formatiert den Körper unter Verwendung von dessen eigenen chemischen Substanzen. Adrenalin, Endorphine, jähe Freuden. Als Kind, gerade acht, sah ich einmal, ein einziges Mal Dads Gesicht nach einer Nacht im Casino. An einem frühen Sonntagmorgen, als Mom und meine Schwester noch

schlafen, lag ich bäuchlings mit einer kleinen Lego-Baustelle auf dem Wohnzimmerteppich und sang vor mich hin; es war noch nicht ganz hell. Die Haustür wurde aufgesperrt, ging auf, und ich sah hin und war starr vor Schrecken. Dad als dunkle Silhouette, aber irgendwie glänzend, mit irgendwie nassem Haar, nassem Gesicht. Steinerner Miene: die Augen starr, der Mund eingezogen. Das Hemd hing schwer an ihm. Ich starrte stumm vom Boden zu ihm hinauf. Er sah mich nicht. Er drehte sich um, immer noch ausdruckslos, und verschwand durch den Flur. Auf seinem Hemdrücken ein schweißdunkles V. Ich wandte mich wieder meinem Lego zu, schaute auf die Bausteine und sah nichts, stumm.

Was wusste ich denn vom Glücksspiel. Auch als ich älter wurde, mied ich Sport, mied ich Casinos und Spielkarten, mied sogar die Lotterie. Als Erwachsene war ich nicht gerüstet, ihn zu verstehen, wenn ich nicht erst das Glücksspiel verstand.

Ich dachte erst, beim Glücksspiel gehe es, was sonst, um Glück, um Zufall, einfach um die Möglichkeit, aus nichts etwas zu machen, Geld zu vervielfachen, durch reine Geschicklichkeit. Das wird ihm bestimmt gefallen haben. Aus nichts etwas machen. Und das ist der erste Zauber. Aber ich weiß, dass es beim Spiel um Gewissheit geht, nicht um Glück. Ob Gewinn oder Verlust – das Ergebnis ist eindeutig, unmittelbar und klar. Anders gesagt: Jeder Einsatz hat auf jeden Fall ein Ergebnis, einen bestimmten Zeitpunkt, zu dem aus dem Risiko Gewissheit wird und das Können, der Weitblick des Spielers sich eindeutig erlauben und beurteilen lassen. Ein Adrenalinschub schießt durch den Körper: gewinnen *oder* verlieren. Das ist nicht chaotisch, nicht konfus oder unkontrollierbar, wie die Liebe, wie andere Men-

schen, die zu kontrollieren Dad sich sehr anstrengte. Der Raum, in dem das Glücksspiel stattfindet, bietet dem Spieler Zuflucht vor der Ungewissheit, dem Unbekannten, dem Lauf der Welt.

7

Mein Dad wurde am 19. August 1945 in einem DP-Lager geboren. So begann er sein Leben: von seiner Mutter heimlich ausgetragen, während sie stumm Zwangsarbeit für die Nazis leistete, in Kempten.

Im Jahr zuvor waren seine Mutter und sein Vater und fünf Geschwister aus dem polnischen Szwajcaria deportiert worden. Meine Tante Helena, ein paar Jahre älter als mein Dad, sagte mir, dass sie sich an den Zug erinnert, daran, wie ihre Mutter Stanisława einmal, als der Zug auf offener Strecke hielt, absprang, um Holz für ein Feuer zu sammeln. Stanisławas Eltern und drei ihrer Geschwister waren ein paar Jahre zuvor in Sibirien, wohin sie deportiert worden waren, um für den russischen Nachschub Bäume zu fällen, ums Leben gekommen. «Vor Kälte zersplitterten die Bäume, sobald sie auf dem Boden auftrafen. Niemand hatte genug zu essen und genug anzuziehen, und die meisten starben», schrieb mir meine Tante zur Antwort auf meine Fragen nach unserer Familiengeschichte. Sie hat einzelne Erinnerungen an ihr Leben während des Kriegs, «aber sie scheinen mir nicht real», sagte sie. Sie erinnert sich an die Stimmung im Zug: an die animalische Furcht jedes Mal, wenn sie anhielten, an die Sorge der Erwachsenen, ihre eigene

Sorge, als ihre Mutter verschwand. Sie wurden ins KZ Dachau gebracht, wo mein Großvater täglich verhört und geschlagen wurde, weil sie ihn verdächtigten, ein Partisan zu sein wie sein Bruder.

Der Vater meines Dads wurde von der Familie getrennt. Die Übrigen lebten und arbeiteten zusammen und hofften, ihn wiederzusehen. Bei den Verhören kam nichts heraus.

Wenige Monate später wurden sie nach Kempten in ein KZ-Außenlager verlegt, wo sie Zwangsarbeit auf dem Bauernhof leisteten, der sie ernährte. Hier wurde meine Großmutter mit meinem Vater schwanger. Sie verheimlichte ihre Schwangerschaft, denn sie fürchtete, zur Abtreibung gezwungen zu werden; sie arbeitete weiter und verbarg ihren Körper, so gut es ging. Arbeiten mussten alle, auch die Kinder, auch die Kranken. Meine Tante erinnert sich daran, sagt aber nicht viel darüber. «Es gab Greuel jeden Tag», sagt sie, und ich bedränge sie nicht. Ende April war der Krieg vorbei, und im August kam mein Dad auf die Welt.

Nach dem Krieg lebten sie in diesem DP-Lager, während sie versuchten, aus Deutschland fortzukommen. Mein Großvater, den die Vorstellung von einem eigenen Gehöft, dem freien Leben als Landwirt verlockte, wollte unbedingt nach Australien. Aber er starb wenige Monate vor der geplanten Ausreise, und eine Witwe mit fünf Kindern war in Australien nicht willkommen. Eine katholische Organisation ermöglichte ihnen die Überfahrt nach Amerika, und sie nahmen an. Das Erste, woran mein Dad sich erinnert, ist dieses Schiff: ein Truppentransporter, alles kalt und grau, das Meer und der metallische Geruch. Am 4. Dezember 1951 trafen sie auf Ellis Island ein, und Dad verwandelte sich von Jozef in Joseph. Mit dem Zug fuhren sie nach Detroit. Die Orga-

nisation brachte sie zur katholischen St.-Albertus-Kirche Ecke St. Aubin und Canfield Street, östlich der Interstate 75, in einer Gegend, die Poletown heißt. Sie wohnten im obersten Stock der angrenzenden, 1916 erbauten Schule, bis meine Großmutter Arbeit in der Kantine der *Detroit News* gefunden hatte und ein Apartment für die Familie mieten konnte. St. Albertus, seit 1990 entweiht, steht jetzt zwischen urbaner Brache und verlassenen Häusern.

Angeregt von den Erzählungen meiner Tante, mailte ich Dad und bat ihn, mir von seiner Jugend in Detroit zu berichten – er hatte bisher nie ein Wort darüber verloren. Ich hatte nicht gewusst, wo er zur Welt gekommen war, und keine Ahnung von den Torturen seiner Familie gehabt. Hatte er aus Scham geschwiegen? Würde er mir überhaupt antworten? Er schrieb rasch zurück und sagte, er werde mir einen Brief schreiben, oder lieber zwei, denn es werde sicher nicht alles in einen einzigen Umschlag passen. Ich wartete einen Monat, zwei Monate: Das war untypisch für ihn. Vielleicht war er krank oder Schlimmeres, dachte ich. Aber schließlich kam der Brief doch – er habe Ärger im Job gehabt, sagte er, weil er einen Befehl missachtet habe, und habe die letzten Wochen in Einzelhaft zugebracht.

Der erste Brief, auf gelbem, liniertem Papier geschrieben, war lang und heiter. Ich war argwöhnisch. Immer argwöhnisch und zugleich argwöhnisch gegen meinen Argwohn, wenn ich Dad zuhörte. Was, wenn es diesmal nicht lauter Lügen waren? Was, wenn er sich mir ausnahmsweise öffnete – wäre ich stark genug, um ihm zu folgen? Vor allem aber erwartete ich eines – und hatte, wie sich zeigte, recht: eine harmlose und leicht heroische Selbstdarstellung, seine offizielle Geschichte, nichts Tiefergehendes.

Er beschrieb das Viertel, eine engmaschige Miniaturausgabe von Osteuropa, kleine Volksgruppen, die sich in je eigenen Vierteln um ihre jeweilige Kirche scharten, Familienbetriebe im Wechsel mit Doppelhäusern. Seine Familie war schrecklich arm, sie lebten von Almosen und dem mageren Lohn, den seine Mutter als Tellerwäscherin in der Kantine des Innenstadtbüros der *Detroit News* heimbrachte. Er bezeichnete sie als «abergläubisch religiös». Jeden Tag besuchte er vor der Schule die Messe in St. Albertus, auch am Sonntag; nur der Samstag war kirchenfrei. Seine ganze Welt wurzelte in der Kirche – seine Familie, sein Viertel, seine Schulbildung, seine Staatsangehörigkeit in diesem Land. Als sie schließlich aus der Schule auszogen, wohnten sie nur ein paar Straßen weiter. Er sei nie so weit entfernt gewesen, sagt er, dass er nicht alle fünfzehn Minuten die Kirchturmuhren schlagen hören. Er habe die Kirche geliebt, sagt er. Die überwältigende Detailfülle der Glasfenster, die Deckenbemalung, die riesige Orgel, das großartige Zeremoniell – sicher war ihm dies alles Trost und Geborgenheit im neuen Land; ihnen allen.

Ich hörte es gern, muss ich zugeben, und es leuchtete mir auch ein – ich hätte kaum sagen können, inwieweit ihn die katholische Kirche geprägt hatte, außer in seiner Liebe zum Luxus. Der Kontrast zum moralischen Tenor der mütterlichen Erziehung hätte nicht größer sein können: Das proletarische Arbeitsethos des Mittleren Westens, das Trägheit, Schwäche und den Weg des geringsten Widerstands als schwere Sünden verurteilt, hat mit dem Katholizismus einzig das Schuldgefühl als Motivationstechnik gemeinsam. Luxus stieß mich ab. Er schien mir falsch, so real die Materialien, so groß das Gepränge, so ehrlich die Finanzierung

sein mochten – praktiziert wurde er, wie mir schien, aus der Vorstellung heraus, dass Geld als solches etwas bedeute, etwas Großes, Grandioses. Wäre ich, wie mein Dad, in Armut aufgewachsen, hätte ich sie wahrscheinlich doch ganz anders erlebt als er.

Seine Mutter heiratete schließlich noch einmal, einen älteren Litauer, dessen Geld der Familie enorm half. Sie ließen die ewigen Absteigen hinter sich und zogen in ein richtiges Haus, und auf einmal hatte er einen Stiefvater. Er bezeichnete ihn immer nur als «griesgrämig». Seine Brüder stritten regelmäßig mit ihm, mein Dad hielt sich raus. In einem Brief erwähnt er ein von seinem Stiefvater geschnitztes Holzgewehr – das einzige Geschenk, das er je von ihm bekam; er habe es sehr geliebt, schreibt er. Einen ganzen Brief widmet er der Beschreibung seines Stiefvaters, der Häuser, in denen sie wohnten, der Aufzählung, wer von seinen Geschwistern wann auszog. Dieser zweite Brief ist kühler, zögernd. Dad zog als Letzter von zu Hause aus. Ich stelle ihn mir vor, mit seiner Mutter, mit der er fast nichts anfangen konnte, und seinem fernen Stiefvater, einem Nichtvater eigentlich, denn er hatte keine echte Rolle in seinem Leben. Dad zog sich in sich zurück. Das kenne ich von mir. Vielleicht fühlte er sich im Stich gelassen oder einsam. Das kann ich jetzt erst sehen.

Als er die Grundschule hinter sich hatte, begann sich sein Viertel ebenfalls zu verändern. Die polnischen Einwanderer zogen nach Hamtramck, auch andere Weiße wechselten von der Innenstadt in die Randbezirke. An ihrer Stelle kamen Schwarze – ein Menschenschlag, mit dem er bis dahin nie zusammengekommen war. «Mit ihnen», schrieb er, «kamen Kriminalität und Drogen. Es war niederschmet-

ternd, wie diese fremden schwarzen Menschen, die ich früher nur aus der Ferne gesehen hatte, jetzt direkt nebenan wohnten.»

Seine Kindheitswelt, so klein und kulturell monolithisch, wie Kindheitswelten nun mal sind, brach auf. Die polnische Familie an der Ecke zog aus, und innerhalb weniger Monate war aus dem Anwesen ein Drogenumschlagplatz geworden. Die kleinen Geschäfte im Familienbesitz, mit denen er aufgewachsen war, sperrten zu oder zogen fort. Spannungen brodelten. Neueröffnete Läden von Schwarzen wurden abgefackelt. Bürgerwehren bildeten sich und patrouillierten durch die Straßen, um zu verhindern, dass verfeindete Gruppen ins Revier der jeweils anderen eindrangen. In der Hoffnung, anderswo wieder ein ethnisch homogenes Zusammenleben zu organisieren, gaben weiße Einwandererfamilien ganze Blocks auf und zogen geschlossen weg. So war es in ganz Detroit während der fünfziger und sechziger Jahre; der Wegzug der Weißen, angetrieben von Krawallen und Hassverbrechen, schuf eine «weiße Schlinge» rund um die Stadt. Dad schreibt, die meisten Menschen hätten keinen «guten Grund» für ihre Antipathie gegen Schwarze, er hingegen schon; ich zuckte zusammen bei diesem Satz und frage mich, welche potentielle Wärme durch seine Wende zu nachbarschaftlichem Hass von seiner Persönlichkeit abgeschnitten wurde.

Er blieb in Detroit, bis er Mitte der siebziger Jahre nach Vietnam einberufen wurde; und nach seiner Rückkehr zog er mit seiner ersten Frau und der gemeinsamen Tochter, meiner Halbschwester, in eine Wohnung nur ein paar Straßen von St. Albertus entfernt. Und jeder Brief, in dem er mir von seinem Leben erzählte, endet hier. Vielleicht hat es

einfach praktische Gründe, vielleicht denkt er, die weitere Geschichte sei mir bekannt. Aber das ist wichtig. Dieser Teil seines Lebens – alles, was er erlebte, ehe er meine Mutter traf – ist der Teil, den er als unversehrt präsentieren kann. Damals war er unschuldig, kein krimineller Kriegsveteran – zumindest konnte er *behaupten*, dass er damals unschuldig war. *Alle* Briefe enden hier.

8

Ich weiß, dass mein Dad ein Vakuum hat, wo sein Vater sein sollte. Jeder in seiner Familie kannte seinen Vater, nur er nicht. Sein erster Brief an mich beginnt so: «Du weißt wahrscheinlich, dass mein Leben einen ganz anderen Verlauf genommen hätte, wenn mein Vater länger gelebt hätte.» Oberflächlich betrachtet, ist klar, was er meint: Sie wären nach Australien ausgewandert. Aber meinem Gefühl nach steckt mehr dahinter. Wie gut ich das verstehe, ist ihm wahrscheinlich gar nicht bewusst.